

# DIE FACKEL

Nr. 51

WIEN, ENDE AUGUST 1900

II. JAHR

Vor dem Kreisgerichte in Reichenberg hatte sich neulich einer wegen Majestätsbeleidigung zu verantworten, weil er im Theater während einer Huldigung für den Monarchen in seiner Loge sitzen geblieben war. Der Mann wurde freigesprochen. Daß er angeklagt werden konnte, mag manchen beunruhigen, der es bisher nicht für möglich gehalten hätte, die kapriziöse Dame Themis könnte sich so weit vergessen, über die Binde hinüber zu den Mächtigen dieses Staates zu blinzeln. Erst jüngst hat man dem Geburtsfest des Kaisers übel genug präludiert, da man zehn Tage vor dem 18. August urbi et orbi verkündete, der Kaiser sei in einer Versammlung beleidigt worden, und den tschechischen Redner zu sechs Monaten schweren Kerkers verdonnerte. »Nichts macht«, sagt Montesquieu, »das Verbrechen der beleidigten Majestät willkürlicher, als wenn unbedachtsame Reden den Stoff dazu hergeben. Die Gespräche können auf so vielerlei Art ausgelegt werden, Indiskretion und Bosheit sind so sehr von einander verschieden, und die Ausdrücke, deren sich beide bedienen, dagegen so wenig ... « Und wenn vollends in Österreich ein deutscher Polizeikommissar einen tschechischen Versammlungsredner anzeigt, so kommt noch eine Art der Möglichkeit mißverständlicher Auslegung und noch einiges andere hinzu ... Die Kaiser Theodosius, Arkadius und Honorius schrieben dem Praefectus praetorii: »Redet jemand übel von unserer Person oder von unserer Regierung, so wollen wir ihn nicht bestrafen. Tat er es aus Leichtsinn, so muß man ihn verachten; tat er es aus Torheit, so muß man ihn beklagen; ist es eine böswillige Beleidigung, so muß man ihm verzeihen. Du hast also die Dinge in ihrem Zusammenhange zu unserer Kenntnis zu bringen, damit wir die Worte nach den Personen beurteilen und wohl erwägen, ob wir sie dem Gerichte unterwerfen oder sie nicht achten dürfen <sup>1</sup>.« Von diesem Standpunkt, der es dem Monarchen vorbehält, die Ehrenbeleidigungsklage anzustrengen, zu der bei uns üblichen Auslegung des § 63 ist ein weiter Weg. Neuestens scheinen in unseren Landen reichsdeutsche Einflüsse die Härte des Majestätsbeleidigungsparagraphen fühlbarer zu machen. Auch im Nachbarstaate war's freilich nicht immer so, aber die prächtige Nonchalance des

1 Heute (23.06.2011) wird gemeldet, daß der von seinen Gegnern als Rechtspopulist bezeichnete niederländische Politiker Geerd Wilders vom Vorwurf des Rassenhasses gegen und der Diskriminierung von Muslimen freigesprochen wurde. Er fordert ein Verbot des Korans und vergleicht dieses alterhrwürdige heilige Buch mit Adolf Hitlers "Mein Kampf" und nennt überhaupt den Islam ein faschistisches Gesellschaftssystem für Terroristen. Sollte man's glauben!? Geklagt hatte eine Gruppe von Islambonzen, die sich durch sein Auftreten beleidigt fühlte. Da bekanntlich der Islam **DIE** Religion des Friedens® und der Toleranz ist, wird er von gläubigen Mohammedanern mit dem Tod bedroht. In Anbetracht dessen, daß diese im Umgang mit dem Messer flinker als im Gebrauch ihres Verstandes sind und weil Wilders nicht der erste wäre, den diese Zurückgebliebenen unter den Zurückgebliebenen ermorden, steht er unter ständigem Polizeischutz. Islamverstehrer und andere Gutmenschen beklagen — nun was? Richtig geraten — die hohen Kosten dafür.

Preußenherrschers, die ihren Ausdruck in dem Dictum fand: »Kann mich nicht beleidigen!«, hat längst einer zwar nicht minder persönlichen, aber ungleich strengeren Auffassung Platz gemacht, und die reichsdeutsche Rede— und Preßfreiheit wird heute von dem Temperament einer Majestät reguliert, die sich jeder einzelnen Beleidigung gegenüber als »Privatbeteiligten« fühlt <sup>1</sup>. Würden nicht im heutigen Berlin byzantinische Gaffer freiwillig dies Amt übernehmen, Wilhelm II. ließe sich bei einer Spazierfahrt wohl die Mühe nicht verdrießen, respektlose Passanten persönlich an die Pflicht des Grußes zu erinnern. Und die deutschen Gerichte pflegen in solchen Fällen nicht säumig zu sein.

Reichenberg liegt hart an der deutschen Grenze. Es mag unpatriotische Politiker beherbergen, die hinüberschielen; seine Gerichtsbarkeit hat sich aus Patriotismus reichsdeutschen Sitten anbequemt. Hierzulande ist es meines Wissens die erste Majestätsbeleidigung, die durch stumme Nichtbeteiligung an einer Ovation begangen sein sollte. Man denke den Sinn dieser Anklage nur aus. Einer hat den Kaiser beleidigt, weil er im Theater von seinem Sitzplatz nicht aufgestanden ist. Einer hat sich eines Verbrechens, das nach dem Gesetze mit einer Strafe bis zu fünf Jahren schweren Kerkers belegt wird, schuldig gemacht, weil er einfach gar nichts getan hat. Ja doch. Eine Geschmacklosigkeit hat er begangen, vielleicht sogar eine Taktlosigkeit. Er war so unhöflich, in größerer Gesellschaft sich nicht so zu betragen, wie sich augenfällig die anderen betragen haben. Das ist gewiß nicht nett von dem Herrn. Aber ein Verbrechen, für das der Staatsanwalt eine mit Fasttagen verschärfte Strafe beantragen mußte, ist's sicherlich nicht. Kein Paragraph im Strafgesetzbuch enthält eine Bestimmung gegen Manierlosigkeit, und den Schutz der Gesellschaft gegen sie hat der Gesetzgeber wohlweislich der Gesellschaft selbst überlassen. Es scheint mir umso notwendiger, dies alles zu sagen, als der Reichenberger Staatsanwalt hartnäckig anderer Ansicht ist und gegen den juristisch wohlbegründeten Freispruch eines Manierlosen die Nichtigkeitsbeschwerde angemeldet hat. Das Kreisgericht hat es abgelehnt, durch eine einmalige Erweiterung des Geltungsgebietes des § 63 ein bedenkliches Präjudiz zu schaffen, und die österreichische Justiz wird sich hüten, auf die ihr zugemutete Vermehrung ihrer Arbeit einzugehen. Unsere Gerichte haben mit der Ahndung von Religionsstörungen, die nicht verübt wurden, gerade genug zu tun, um sich jetzt nicht auch mit Ehrfurchtsverletzungen, die nicht begangen wurden, zu befassen. Ob es die Staatsgewalt in stillen Stunden nicht bereut, daß sie der Geistlichkeit so oft freiwillig Messnerdienste geleistet hat? Reue spricht ja aus dem Mißverhältnis zwischen dem Tatbestand der »Religionsstörung«, deren ein Spaziergänger angeklagt ist, weil er einen Geistlichen »in Ausübung seines Amtes« nicht begrüßt hat, und den drei Tagen Arrest, die er dafür erhält. Welch schamhaftes Zugeständnis an eine Macht, die sich nun einmal mit der Herrschaft über die Köpfe nicht begnügen will und auch auf die Hüte Wert legt! Wenn die liberale Presse mit ihren eklen Jeremiaden über die »Staatsgrundgesetze« nicht immer dazwischenführe, der Klerus hätte gewiß auch auf diese kleinen Gefälligkeiten längst verzichtet. Die Beachtung, die das Strafgericht den Schützlingen der liberalen Presse schenkt, die vor einem Priester auf dem Versehgang nicht den Hut gezogen haben, ist

---

1 Ein schönes Beispiel für Gleichgültigkeit gegenüber solchen Dingen liefert eine Antwort Friedrichs des Großen aus dem Jahre 1770. Ihm wurde gemeldet, ein Bürger habe Gott, den König und den Magistrat gelästert: "Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rat gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen. Die Transportkosten trägt der Magistrat."

schließlich noch immer nicht so tadelnswert wie die Nichtbeachtung, die das Strafgericht den Schutzpatronen der liberalen Presse schenkt, die ihren Nebenmenschen die Geldbörse gezogen haben.

Es ist gewiß schlimm, daß der Staatsbürger, der nach dem Gesetz zu einer religiösen Handlung nicht gezwungen werden kann, im Arrest darüber nachdenken muß, daß er sie doch lieber hätte begehen sollen. Aber die Strafe, die nach der Meinung des Reichenberger Staatsanwalts auf ungefühlten Patriotismus entfallen müßte, ist eine ungleich höhere. Die österreichischen Gerichte werden darum gut tun, in solchen Fällen von dem äußersten Milderungsrechte — Unzurechnungsfähigkeit des Staatsanwaltes — Gebrauch zu machen und den Angeklagten freizusprechen. In Reichenberg hat bloß der Ankläger eine Majestätsbeleidigung begangen. Er wollte aus der Bequemlichkeit eines Logeninsassen ein *crimen laesae majestatis* machen und hat es zuwegegebracht, daß man in Österreich fortan an keine »spontane Ovation« mehr glauben und Loyalität als Furcht vor dem § 63 definieren wird.



Herr Chlumecky hat kürzlich in Aussee seinen alten Freund, Herrn Schmock von der 'Neuen Freien Presse' empfangen. Da gerieten denn die beiden »Staatsmänner«, der Südbahnpräsident und der Schmock, in ein »zwanglos geführtes und über die verschiedensten Gegenstände sich verbreitendes Gespräch«: das Wetter, China, die letzten Unfälle auf der Südbahn — Exzellenz fühlte nach ihrer Briefftasche —, endlich »die Lage«. Der Schmock gestand, daß er vergebens über »die Lage« nachdenke; ihm wolle nichts einfallen, und er fürchte, es werde ihm wie seinem humoristischen Kollegen St—g ergehen, der mit der Mission beauftragt, in Ischl darüber nachzudenken, was ein Kogel sei, schließlich melden mußte, daß er es nicht wisse. »Was meinen Exzellenz, wird das Parlament im Herbst arbeiten?« »Schwer zu sagen, lieber Doktor; ja, wenn die Tschechen nicht wären!« »Exzellenz glauben, daß das Parlament nicht arbeiten wird? Da muß man es also wieder wegschicken? Oder gar nicht einberufen?« »Oder auflösen lieber Doktor; Eines von diesen Dreien.« »Ja, wenn aber auch das neue Parlament nicht arbeiten will, dann müßte man es auch auflösen? Und immer so weiter; und schließlich?« »Schließlich hört eben die Obstruktion einmal auf.« »Und wenn sie nicht aufhört?« »Im Vertrauen, lieber Doktor, ich weiß selbst nichts Gewisses; ich kann nur raten ... «

Der Interviewer fuhr zufrieden nach Wien und meldete der 'Neuen Freien Presse', Herr Chlumecky rate, daß man das Abgeordnetenhaus immer wieder auflösen solle, bis die Obstruktion beendet sei. Das aber war ein »bedauerliches Mißverständnis«. Denn Herr Chlumecky hatte gar keinen Rat gegeben, sondern bloß eine Vermutung ausgesprochen, und diese nur im Vertrauen auf die bekannte Diskretion des Redakteurs der 'Neuen Freien Presse', die so zuverlässig ist, daß der Mann gleichzeitig Mitarbeiter der 'Narodni Listy' sein darf, ohne daß man befürchten müßte, er werde dort deutschliberale Geheimnisse ausplaudern. Außer dem Mißverständnis lag aber auch eine Taktlosigkeit vor; der Interviewer hatte nämlich das Gespräch aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und brachte so einen »Führer der Deutschen« in den Verdacht, als ob er sich der Wendungen eines Reporters ungarischer Herkunft

bediene. Diese Taktlosigkeit hatte böse Folgen. Die 'Arbeiter—Zeitung' griff am nächsten Tage (20 August) einen der gewundenen Sätze heraus und erklärte Herrn Chlumecky, der ihn gesprochen haben sollte, für einen »politischen Esel« und überdies für einen Analphabeten, dem sie nun mit A und B nachwies, wie er seine Gedanken richtig hätte ausdrücken müssen. Schließlich erklärte sie mitleidsvoll, »der arme Mensch« sei »schon ganz altersschwach.«

Als die Redakteure der 'Neuen Freien Presse' diese kräftige Kritik lasen, befahl sie Reue und Schrecken. Was würde der Südbahnpräsident dazu sagen, daß die 'Neue Freie Presse' ihn als Staatsmann und Deutschen so bloßgestellt hatte! Da hieß es gut machen, was noch gutzumachen war. Am nächsten Morgen erschien eine Abbitte, in der für die Veröffentlichung eines vertraulichen Gespräches Entschuldigung erbeten und reuig alle stilistischen Ungeheuerlichkeiten in dem Interview dem Reporter zur Last gelegt wurden. »Da das Gespräch von unserem Mitarbeiter aus dem Gedächtnis wiedergegeben wurde«, hieß es, »so ist es auch erklärlich, daß er an einzelnen Stellen Worte gebraucht hat, welche der Staatsmann nicht angewendet hatte, und daß dadurch manche ... Gedanken anders *nuanciert* erscheinen, als sie in der Unterredung ausgedrückt wurden«. Zum Schlusse bat die 'Neue Freie Presse', aus dem Gespräch »keine falschen Folgerungen«, nämlich nicht den Schluß zu ziehen, daß von Herrn Chlumecky das Sprichwort gelte: Sage mir, mit wem Du umgehst und ich werde Dir sagen, wer Du bist. Damit aber kein Zweifel bestehe, daß das Deutsch des Interviews wirklich das des Schmocks und nicht Chlumeckys Sprache war, mußte Schmock selbst auch die Berichtigung verfassen, die denn mit der Bemerkung begann, daß »dieses Gespräch durch ein bedauerliches Mißverständnis unseres Mitarbeiters, *welcher es hatte*, als ein solches angesehen wurde, *welches* zur Veröffentlichung bestimmt sei, während es von seiten des *sprechend eingeführten Staatsmannes* als ein vertrauliches betrachtet wurde«.

\* \* \*

Die Semestralbilanz der Creditanstalt ist erschienen, und ihre Resultate sind, wie die befreundete Presse einmütig feststellte, weit günstiger, als man in Börsenkreisen erwartet hatte. Und doch sind seither Creditaktien beträchtlich gefallen. Wem mißtraut also die Börse, ihrer Presse oder der Creditanstalt? Beiden — und mit Recht.

Fast drei Jahre sind verflossen, seit in der Führung der Geschäfte der Creditanstalt ein Umschwung eintrat. Herr Mauthner, der bis dahin im Rufe gestanden hatte, der anständigste Mann unter den Wiener Bankdirektoren zu sein, nur leider etwas zu beschränkt, um ein so großes Institut zu leiten, bekam ehrgeizige Gelüste; er wollte zeigen, daß er auch nicht ohne Unternehmungsgeist sei. Herr Wittgenstein, damals Verwaltungsrat der Creditanstalt, wies diesem Unternehmungsgeist die Bahnen, und das große Kreditinstitut ging mit Erfolg unter die Jobber: eine Spekulation mit zehntausenden von Alpinen—Montanaktien warf einen netten Profit ab. Aber so zufrieden sich auch die große Menge der Aktionäre zeigte, da und dort wurden doch Stimmen laut, die davor warnten, die Creditanstalt zu einer Spielbank mit aller Unsicherheit der Chancen einer solchen zu erniedrigen; und als Herr Wittgenstein aus dem Verwaltungsrat geschieden war, mochten Herrn Mauthner wohl auch Zweifel überkommen, ob in Hinkunft den Spekulationen seiner Bank das Glück treu bleiben werde. Da beschloß er denn, sich der Industrie zuzuwenden. Länderbank, Bankverein und die Bodencreditanstalt, die durch Taussig

den Aufgaben eines *Crédit foncier* mehr und mehr entfremdet wird, waren auf diesem Wege vorangegangen. Und das kleine Unglück, das dabei Herrn Taussig passiert war — man muß billigerweise zugestehen, daß der geriebene Jobber bei der Waffenfabrik durch seine Unwissenheit auf industriellem Gebiet hineingefallen ist —, schreckte den ehrgeizigen Mauthner nicht, stachelte ihn vielmehr an, durch Erfolge in der Industrie Herrn Taussig zu schlagen und sich so zum ersten Bankdirektor Wiens emporzuschwingen. Aber zu den neuen Unternehmungen brauchte die Creditanstalt Geld. Deshalb ward die famose Kapitalsvermehrung durchgeführt. Und da sie neben 20 Millionen neuen Kapitals einen Agiogewinn von 20 Millionen brachte, so mußten die Erträgnisse der Creditanstalt, die 20 Millionen mehr zu verzinsen hatte, dafür aber die Passivzinsen für 40 Millionen ersparte, bei vernünftiger Verwendung der Gelder beträchtlich steigen.

Heute aber weiß man: Die Creditanstalt hat die Skoda—Werke auf Grund der Erträgnisse ihrer besten Jahre in eine Aktiengesellschaft verwandelt, und seither ist die Eisenkrise eingetreten. Ein beträchtlicher Verlust aus diesem Geschäft ist gewiß, wenn auch die jüngste Bilanz davon noch nicht Notiz nehmen konnte. Aber in dieser Bilanz ist in recht eigenartiger Weise das Ergebnis zweier anderen Geschäfte, der Emissionen der Aktien der Hirtenberger Patronenfabrik und der Stölzle'schen Glasfabrik, verrechnet. Die Creditanstalt trägt nämlich einen Kursgewinn von rund 800.000 Kronen an den gegenwärtig in ihrem Besitz befindlichen Aktien beider Unternehmungen vor. Ich will versuchen, dem Laien die Bedeutung dieses Postens zu erklären. Die Creditanstalt hat die Aktien der Hirtenberger Patronenfabrik und der Stölzle'schen Glasfabrik mit hohem Agio emittiert. Dabei wurden natürlich große Beteiligungen gewährt, d. h. einer Anzahl von Personen — zum guten Teil Börsenjournalisten — das Recht eingeräumt, die Aktien *al pari* zu beziehen. Kurze Zeit nach der Emission begannen die Eingeweihten an der Berechtigung des Emissionskurses zu zweifeln. Sobald als tunlich suchten also die Beteiligten, ehe noch der Kurs allzusehr fiel, ihre Aktien zu verkaufen. Aber auch die wirklichen Besitzer wurden bedenklich und gedachten, ihres Besitzes, wenn auch mit Verlust, sich zu entledigen. Nun hatte die Creditanstalt nur einen kleinen Teil der Aktien zu dem hohen Emissionskurs wirklich anbringen können. Wenn aber jetzt infolge der Verkäufe der Kurs sank, war jede Aussicht, die übrigen Aktien losschlagen zu können, geschwunden. So trat denn die Creditanstalt als Käuferin der eben emittierten Aktien auf und »hielt« den Kurs; sie zahlte also den wirklichen Besitzern den Preis, den sie vor kurzem erhalten hatte, zurück, sie zahlte aber außerdem den Beteiligten, denen sie ihre Aktien zum Emissionskurs abnahm und gleichzeitig *al pari* liefern mußte, die Differenz aus eigener Tasche. Die Creditanstalt hat folglich an den reellen Käufern nichts verdient, an den Beteiligten bares Geld verloren. Nun liegen tausende von Hirtenberger Patronenfabriks— und Stölzle'schen Glasfabriks—Aktien in ihren Kassen. Der Kurszettel aber verzeichnet unverändert günstige Kurse für beide Aktien, und wenn sich Leute fänden, die zu diesen Kursen die Aktien beziehen wollten, würde die Creditanstalt 800.000 Kronen verdienen. Sie trägt daher diese Summe als nicht realisierten Gewinn vor. Nun begreift aber ein Kinderverstand, daß nichts leichter wäre, als auf solche Weise einen beliebig hohen Emissionskurs festzusetzen und zu erhalten. Das Emissionsinstitut würde zwar beim Aktienrückkauf um so größere Summen verlieren, je höher das Agio ist; aber es könnte andererseits einen desto größeren fiktiven Kursgewinn vortragen. Wer in unterhaltlicher Weise Belehrung über dieses Verfahren sucht, wird sie in den treffenden Darlegungen Zolas in

L'Argent finden. Was die Creditanstalt getan hat, ist eine der häufigsten, aber auch bedenklichsten Formen des Gründungsschwindels.

Der Kursrückgang, der nach der Veröffentlichung der Bilanz in Creditaktien eingetreten ist, scheint mir zu beweisen, daß unsere Finanziere den Schwindel durchschaut haben und daß die Vertuschungsversuche der beteiligten Börsenjournalisten erfolglos geblieben sind. Was aber mag wohl die Leitung der Creditanstalt veranlaßt haben, gerade jetzt eine möglichst schöne, die Erwartungen der Börse übertreffende Bilanz herzustellen? Man muß vermuten, daß den Direktoren der Creditanstalt daran gelegen ist, eine Hausse in Creditaktien zu erzielen. Und diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn man sich der Abmachungen erinnert, durch die die Affäre Schossberger beigelegt wurde. Gemeinsam mit der ungarischen Creditbank und der Bodencreditanstalt hat die Creditanstalt die Engagements des Ofen—Pester Börsenspielers, unter denen sich fast 60.000 Creditaktien befinden, übernommen. Diese Aktien müssen nun verkauft werden. Die Banken aber haben sich für ihre Mühewaltung keine Provision, sondern einen Gewinnanteil bedungen. So spekuliert also die Creditanstalt in ihren eigenen Aktien à la hausse, um den Gewinnanteil tunlichst zu erhöhen. Die Aufsichtsbehörde aber, die die Bilanzen zu prüfen und darüber zu wachen hat, daß eine Aktienunternehmung nicht in den eigenen Aktien spekuliere, nickt stummen Beifall. Und doch scheint sich Herr Mauthner unbehaglich zu fühlen, ja der »wissende« Herzog von der 'Montags—Revue' hält ihn bereits für ernstlich krank. Sollte die Creditanstalt zu allen anderen Verlusten nächstens auch noch den ihres Generaldirektors zu fürchten haben? Ich kann es nicht recht glauben; Rothschild und die anderen Gründer werden sich jetzt für das Millionengeschenk dankbar zu zeigen haben, und diesen Herren ist schon Schwereres gelungen, als einen stürzenden Direktor zu halten. +

\* \* \*

Unter den Aktiengesellschaften, die dem Kaiser zum siebzigsten Geburtstag huldigten, hat sich die Teppichfirma *Philipp Haas & Söhne* besonders hervorgetan. Staunend bewunderten die Gaffer die »sezessionistische Beleuchtung« des Palais auf dem Stock—im—Eisenplatz, und aus dem leisen Stich ins Zionistische ersahen die Kenner, daß hier des Architekten Marmorek Künstlerhand am Werk gewesen war. Die Zeitungen haben denn auch Geschmack und Patriotismus der Firma gebührend gewürdigt — nach dem Inseratentarif. Einer Reklamenotiz, die der leitende Direktor in einer liberalen Redaktion bestellt hatte, ward überall bereitwillig Raum gewährt. Sorgfältig wie das Beleuchtungsarrangement war auch diese Notiz ausgearbeitet. Eine erste Fassung, die in einer anderen Redaktion hergestellt war, hatte der scharf prüfende Direktor zwar bezahlt, aber wegen stilistischer Mängel verworfen.

Nun aber wendet sich ein Besitzer von Aktien der »Teppich— und Möbelstoff—Fabriken vormals Philipp Haas & Söhne« an mich mit der Frage, ob die Zeitungen, die damals für Geld von der Gesellschaft sprachen, auch sonst Geld erhalten, wenn sie von ihr schweigen. Denn eigentlich, meint der Inhaber dieser Aktien, die neuestens zu Anteilscheinen auf Patriotismus geworden sind, gebe es hinlänglich, wenn auch minder freudigen Anlaß, von der Teppichfirma Haas zu reden. Die Aktien der Gesellschaft, die meist kleinen Leuten, nicht Spielern — es sind Inhaberpapiere — gehören, lauten auf 100 Gulden Gold, das sind 120 Gulden ö. W; der Reservefonds betrug nach dem letzten Ausweis 800 000 Gulden, also 20 Gulden per Aktie. Aber schon im vorigen Jahre war der Kurs auf 53 Gulden gesunken. Seither hat der Hauptkassierer

und Prokurist Hanns Hödel sich entleibt, und man erfuhr, daß er das Unternehmen um mehr als 100.000 Gulden, mehr als den letzten Jahresertrag, betrogen habe. Heute sind die Aktien 34 Gulden wert. Von 140 Gulden (Einzahlung und Reservefonds) sind also 106 Gulden per Aktie, oder für die 40.000 Aktien nicht weniger als 4,240.000 Gulden verloren. Der Aktionär erzählt mir, er habe sich, als Hödels Defraudationen bekannt wurden und der Kurs neuerlich fiel, an den Verwaltungsrat mit der Bitte gewendet, ihn über die Lage des Unternehmens aufzuklären. Bis zum heutigen Tage hat er keine Antwort erhalten. Sollte es also nicht Pflicht der Zeitungen sein, fragt er, sich auch nach dem 18. August mit der Firma Haas zu beschäftigen? Freilich müßte man dabei auch des Bankvereins, der die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft seinerzeit durchgeführt hat, ehrenvolle Erwähnung tun. Und da liefen die Zeitungen Gefahr, die Bescheidenheit des Herrn Moriz Bauer zu verletzen, dessen Verdienste an diesem wie den meisten anderen Geschäften des Wiener Bankvereins bisher im Stillen geblieben sind.

\* \* \*

## Feiertag auf der Südbahn

15. August. Verkehr infolge des heftigen Regens ein so minimaler, daß es aller Anstrengung des Personals bedarf, um die gewohnte Schlamperei in vollem Maße aufrecht zu erhalten. Ein Passagier schreibt mir: »Ich machte in Gesellschaft einer Verwandten einen Ausflug zu Rade. In Laxenburg vom Regen überrascht, entschlossen wir uns zur Heimfahrt per Bahn. Unser Zug ging um 4 Uhr 54 Min. von Laxenburg ab. Die Räder wurden ordnungsgemäß aufgegeben und nach Meidling, unserer Aussteigstation, dirigiert. In Mödling, wo wir umsteigen mußten, stand ein ganz leerer Train, der die spärlichen Passagiere und das noch spärlichere Reisegepäck nach Wien zu befördern hatte. Bis auf die Haut durchnässt, glaubten wir uns endlich geborgen und schwelgten schon in dem Gedanken, in höchstens  $\frac{3}{4}$  Stunden frische Kleider anlegen zu können. Unsere Freude sollte nicht allzulange währen. In Meidling angelangt, erfuhr ich, daß unsere Räder zurückgelassen worden seien und mit einem der nachfolgenden Züge expediert würden, Dafür lag allerdings kein zwingender Grund vor da der Gepäckswagen unseres Zuges fast leer war. Nicht einmal die eventuelle Entschuldigung einer zu großen Zeitversäumnis konnte gelten, da doch der Train nahezu 15 Minuten auf einem Nebengeleise des Mödliner Bahnhofes gestanden war. Freilich ist im Betriebsreglement ein Passus enthalten, demzufolge die Bahnverwaltung nur verpflichtet ist, den Rädertransport nach »Tunlichkeit« vorzunehmen. Aber die Grenze zu bestimmen, wo die Tunlichkeit aufhört und die Nachlässigkeit beginnt, ist der Laie leicht in der Lage. Unsere Leiden waren noch lange nicht zu Ende. Ich wollte nun auf dem Perron die nachfolgenden Züge erwarten, um die Ausladung der Räder zu überwachen, da ja auch diese Manipulation bekanntlich viel zu wünschen übrig läßt, wurde aber von dem diensthabenden Beamten mit jener Energie, zu der sich die Schlamperei manchmal aufrafft, aufmerksam gemacht, daß die Ausfolgung der Reisegüter im Gepäckraum zu erfolgen hat. Ich trottete gehorsam zwei Treppen auf, zwei Treppen ab, hinüber auf den anderen Perron. Endlich kommt ein Zug von Mödling. Mit Freuden sehe ich Räder ausladen, und die mich begleitende Dame erkennt schon von ferne das ihre. Mit welchen Gefühlen wir auf unsere Räder warteten, können Sie sich beiläufig vorstellen, wenn ich Ihnen wiederhole, daß an unseren Kleidern auch nicht ein Faden trocken war. Die Pointe: Beide Räder waren unter einer

Nummer und auf einem Schein eingeschrieben. Während nun das Rad der Dame ordnungsgemäß in Meidling ausgeladen wurde, ließ man das meinige — als wäre es ein Redaktionsrad — eine Gratis—Spazierfahrt nach Wien (Südbahnhof) machen. Das Schönste aber war, daß man die Sache als etwas ganz selbstverständliches auffaßte. Man scheint daran gewöhnt zu sein. Um halb sechs Uhr waren wir in Meidling angekommen und konnten den Bahnhof glücklich um dreiviertel acht verlassen. Also 2 ¼ Stunden Zeit geopfert auf dem Altar der Südbahn—Schlamperei. Urkomisch aber waren die Redensarten der Herren Angestellten. Während der Eine mir den menschenfreundlichen Rat gab, meinen Schmerz im nächsten Gasthaus in Alkohol zu betäuben, wollte der diensthabende Beamte mich gar auf die Reise schicken, indem er treuherzig meinte, ich solle doch meinem Rade nach Wien nachfahren. Und als ich meinen Unwillen in Worten Luft machte und zu meiner Begleitung äußerte, ich würde den ganzen Vorfall »in die Zeitung geben«, bekam ich von einem Bediensteten niederen Grades die folgenden originellen und bezeichnenden Worte zu hören: »*Oh je, da wern's ka' Glück haben. Die Zeitungen nehmen Ihnen nix an. Der Redakteur hat sei' Freikarten und thuat uns net weh.*« Sie sehen also, die Korruptions—Klarinette blasen sie bis auf den letzten Mann herunter.«

\* \* \*

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Geehrter Herr Kraus! Stellen Sie sich einen Raum von knapp 16 Kubikmeter vor, dessen Fußboden seit Wochen nicht gefegt, dessen Fenster seit Monaten nicht geputzt wurden. Um in diesen Raum zu gelangen, muß man behutsam durch eine enge niedrige Türe schliefen, will man ihn verlassen, muß man sich hüten, sich an den schmutzigen, rußigen Stützen anzuhalten.

Ich spreche nicht etwa von einem Schweinestall; ich entwerfe hier das getreue Bild eines Coupés II. Klasse der Südbahn—Lokalzüge, in dem auf unbequemen, staubigen Sitzen 16 Personen zusammengepfercht sind.

Betritt der Reisende den Wagen, der in der Regel mehrere Stunden vor Abgang des Zuges der Sonnenglut ausgesetzt war, so ist seine erste Aufgabe, alle Fenster aufzureißen und das Coupé zu lüften. Kaum, daß der Zug die Halle verlassen hat, müssen die Fenster schleunigst wieder geschlossen werden, denn der eindringende Rauch macht den Aufenthalt im Wagen unerträglich.

Seit der Steigerung der Kohlenpreise ist die Betriebsleitung der Südbahn ängstlich bemüht, die schlechteste Kohlengattung aufzutreiben, um nur ja nicht die Dividende schmälern zu müssen. Die jetzt verfeuerte Kohle ist schwefelhaltig und von so penetrantem Geruch, daß das Einatmen der giftigen Schwaden geradezu lebensgefährlich ist. Die armen Kondukteure sind besonders zu bedauern, denn sie können sich dieser Qual nicht entziehen, und täglich beobachte ich, wie das Zugsbegleitungspersonal den Stationsbeamten sein Leid klagt. Die Betriebsdirektion kümmert sich wenig darum; sie weiß, wieviel sie dem Wiener Publikum zumuten darf, und sie findet ihre Rechnung dabei.

Wie aber kommt das reisende Publikum, wie kommen die Kondukteure dazu, dem Dividendenhunger Seiner Exzellenz »des deut-



schen Staatsmannes« Chlumecky und seiner Aktionäre ihre Gesundheit zu opfern?

\*

Zu dieser Zuschrift hat der Herausgeber nur zu bemerken, daß sich die alte Wahrheit ihm wieder einmal zu bestätigen scheint: Es ist viel leichter, die Südbahn zu verwalten als mit ihr zu fahren. Die Klugheit des Herrn v. Chlumecky zeigt sich besonders darin, daß er viel lieber Verwaltungsrat als Passagier der Südbahn sein will. Man muß dabei nicht einmal an Katastrophen denken, die ja wirklich selbst auf der Strecke Wien—Triest nicht immer passieren. Herr v. Chlumecky will sich uns nicht nur möglichst lange gesund erhalten; er hält auch auf sein schönes Äußeres, das durch den Kohlenstaub sicherlich leiden würde. Man darf darum auch nicht erwarten, daß Herr v. Chlumecky sich eines Tages, als Angestellter verkleidet, von den Zuständen auf der von ihm geleiteten Bahn überzeugen wird. Zu dem gefahrvollen Amte des Kondukteurs taugt er nicht, und als *Kuppler* dient er schon den politischen Parteien ... Sollten die Gerichte endlich einmal sich für die Tätigkeit dieses Mannes zu interessieren beginnen, so rate ich ihnen, nicht zu weit zu gehen. Es genügt, Herrn v. Chlumecky wegen »fahrlässiger Tötung«, »Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens« u. dgl. zu belangen. Eine Verurteilung zu einmaliger Benützung der Südbahnstrecke wäre Justizmord.

\* \* \*

## Die kurze Geschichte einer »Jüdischen Volkspartei«

ist in den folgenden Mitteilungen eines Eingeweihten enthalten. Bekanntlich sind die größten Förderer des Antisemitismus gerade jene, die bestrebt sind, ihn zu »bekämpfen«. Die Zionisten freilich, die jüngst wieder einmal durch einen Kongreß von ihrem Dasein Kunde gaben, sind nicht zu den Bekämpfern der Antisemiten zu zählen, da sie ja die *gleichen* Ziele, wie diese, verfolgen: nämlich die Befreiung der Völker durch die Auswanderung der Juden nach Palästina. Es ist daher begreiflich, daß sich die Partei der Zionisten keines großen Anhangs in der *besitzenden* Judenschaft erfreut. Mit Recht befürchtet diese, daß, je mehr die Schar der Zionisten anwächst und je mehr Geld in der Londoner »Colonialbank« zusammenfließt, desto dringender die Völker die Auswanderung verlangen werden. Da aber die besitzende Judenschaft absolut keine Auswanderungsgelüste verspürt, sich vielmehr in der Gesellschaft der Völker ganz wohl fühlen würde, wenn nur die kleinen Unannehmlichkeiten, die die antisemitischen Anfeindungen mit sich bringen, nicht vorhanden wären, schließt sie sich im guten Glauben an eine »wirksame Bekämpfung« des Antisemitismus den unterschiedlichen, zumeist obskuren Vereinigungen an, die zu jenem Zwecke von Zeit zu Zeit ins Leben gerufen werden. Und auf die Angst des Judentums vor der Auswanderung spekulierend, haben sich Leute gefunden; die sich nicht entblöden, unter Vorspiegelung irgend welcher »politischer Aktionen«, unter Verheißung eines jüdischen Nationalismus, der der Übersiedlung nach Palästina nicht bedürfe, die Juden für die Zwecke ihres privaten Ehrgeizes zu mißbrauchen.

Vor etwa einem Jahre tauchte ein wochenlang vorher mit ekelerregendem Pomp angekündigtes Blatt in Wien auf, das sich die, wie es versicherte, lobenswerte Aufgabe stellte, immer und überall die »jüdischen Interessen zu vertreten« — das '*Jüdische Volksblatt*'. Der Herausgeber des Blattes, Herr Rappaport, ist, soviel bis jetzt festgestellt wurde, nach zweifacher Richtung hin erblich belastet: mit Geld und mit dem nicht zu bezähmenden Drang, ein

»berühmter Mann« zu werden. Herr Rappaport kam nun auf die Idee, in Österreich autonome jüdische Politik zu »machen«. Und wenn Herrn Rappaport einmal eine Idee kommt, so kann man sicher sein, daß er sie auch sofort verwirklicht, besonders dann, wenn die Idee ihren Ursprung in der großen Langweile hat, die Leute, die weder allzu dumm, noch sonderlich gescheit sind und deren ganze Tätigkeit im Aufzehren des ihnen von ihren Vorfahren hinterlassenen Kapitals besteht, zu plagen pflegt. So kam es, daß Herr Rappaport noch in derselben Woche, in der er den famosen Einfall von der »autonomen jüdischen Politik« hatte, in die Leopoldstadt ging und den »*Jüdischen Volksverein*« gründete. Die Kosten, die ihm diese Gründung verursachte, waren für die Größe des Unternehmens ganz geringe, da sich sofort zehn arme jüdische Agenten fanden, die dem neuen Verein beitraten und feierlichst Herrn Rappaport als ihren Führer anerkannten. Man findet hier merkwürdigerweise die Zehnzahl wieder, die der jüdische Ritus bei gewissen Gebeten vorschreibt, aber ein Kenner vermag eben eine politische Partei von einer sogenannten »Minje« zu unterscheiden. Aus Freude darüber, daß die zehn Agenten so viel Opfermut und Ausdauer bekundeten, machte sie Herr Rappaport zu »Parteibeamten« mit Monatsgehalten von 30 bis 50 Gulden. So ward vorläufig wenigstens einem *Teil* des »jüdischen Volkes« geholfen, und Herr Rappaport hatte treue Anhänger. Aber dem politischen Ehrgeiz des Mannes war mit diesem Erfolg nicht genuggetan. Da er außer seinen Parteiangestellten durchaus auch eine Partei haben wollte, entschloß er sich, einen tüchtigen »Agitator« mit guten Platzkenntnissen aufzunehmen. Jacques Holitscher, ein ehemaliger »Redakteur« der 'Reichswehr', ward dazu ausersehen, den neuen Artikel — jüdisches Nationalbewußtsein — im Publikum »einzuführen«. Er hatte schon früher einmal ein Blatt geleitet, auf dessen Titelseite die Bemerkung verzeichnet war, daß der Nachdruck sämtlicher *Artikeln* verboten sei. Sein unvollständiges Deutsch, seine journalistische Unfähigkeit, seine Ignoranz auf den verschiedensten Gebieten waren Eigenschaften, die ihn in hohem Grade befähigten, jetzt auch den hochtrabenden Titel eines Chefredakteurs des 'Jüdischen Volksblattes' zu führen.

Und es dauerte wirklich nicht lange, da war Herr Rappaport »eingeführt«. Die armen Juden, die da wähten, daß ihnen noch geholfen werden könnte, strömten ihm in Scharen zu, und ehe noch sechs Monate verflossen waren, zählte der »Jüdische Volksverein« bereits 30 Mitglieder. Holitscher, der getaufte Jude, war aber auch ein glühender Agitator für die »Sache des jüdischen Volkes« geworden. Er »machte« ganz allein, bloß mit Zuhilfenahme einer Schere, das 'Jüdische Volksblatt', sprach zweimal wöchentlich — mit den Händen — in »Volksversammlungen« und bewies, daß er wieder der »überzeugte Jude« geworden war, der er vor seiner Taufe gewesen. Doch die Hauptsache war, daß er Herrn Rappaport in die Geheimnisse der »jüdischen-Politik« gründlich einweichte; und da diese überhaupt bloß aus Geheimnissen besteht, so war es immerhin ein schweres Stück Arbeit.

Zu seinem Schrecken merkte Herr Rappaport jedoch bald, daß der kleine Holitscher, den er doch mit 25 Gulden wöchentlich reichlich entlohnt glaubte, selbstsüchtige Zwecke verfolge. Die großartigen Erfolge, die Holitscher errang, das Anwachsen der Mitgliederzahl des »Jüdischen Volksvereines« von 10 auf 30 in einem Zeitraum von einem halben Jahre, hatten auf seinen Gemütszustand einen üblen Einfluss ausgeübt — Holitscher war größenwahnsinnig geworden. Er begann sich für den größten jüdischen Politiker nach Herzl zu halten, ja, er trug sich bereits mit dem Plane, für den »Jüdischen Volksverein« eine selbständige Kurie im Reichsrat zu schaffen und sich als »jüdischen Volksvertreter« ins österreichische Parlament entsenden zu

lassen ... Das mußte auf Herrn Rappaport umsomehr verstimmend wirken, als er sich doch bewußt war, daß eigentlich niemand anderer als *er* der richtigste »jüdische Volksvertreter« sei. Denn mit *seinem* Gelde war der »Jüdische Volksverein« ins Leben gerufen, mit *seinem* Gelde war das 'Jüdische Volksblatt' gegründet worden, *er* bezahlte die zehn Agenten, kurz *er* war die Quelle, aus der die ganze Partei schöpfte. Und so hatte er denn wieder einmal eine gute Idee, die er wieder einmal mit raschem Entschlusse ausführte: er entließ Holitscher, indem er ihn noch durch ein reichliches Trinkgeld friedlich stimmte. Er konnte ihn jetzt umso leichter missen, als er erstens schon eingeführt war, zweitens in die Geheimnisse der jüdischen Politik vollständig eingedrungen zu sein glaubte, drittens aber bereits einen Ersatz für Holitscher hatte.

Der neue Stern, der am jüdischen politischen Himmel auftauchte und auch jetzt noch sein Licht über den »Jüdischen Volksverein« und das »Jüdische Volksblatt« ergießt, ist Herr Siegmund Bergmann. Bergmann ist nicht der Idealist, der Holitscher war, er ist eine durchaus materiell angelegte Natur. Was Bergmann denkt, ist Geld und, wonach er trachtet, Prozente. Darin aber, daß er Geld und Prozente am liebsten von Juden nimmt, zeigt sich seine gut jüdische Gesinnung. Herr Bergmann, der auch Buchdruckereibesitzer ist und nebst dem 'Jüdischen Volksblatt' auch die 'Welt', das Hauptorgan der Zionisten, druckt, verkaufte sofort seine berüchtigte 'Extrapost', um sich ungestört seinem neuen Nebengeschäfte zu widmen, das ihm, wie man sagt, mehr abwirft als seine Buchdruckerei. Konnte man von Holitscher sagen, daß ihm seine journalistische Unfähigkeit wenigstens die Leitung des 'Jüdischen Volksblattes' ermöglichte, so kann man von Bergmann nicht einmal dieses sagen. Bergmann *ist* nichts und *kann* nichts. Wenn er dennoch jetzt ein Führer des jüdischen Volkes geworden ist, so verdankt er dies ausschließlich seiner *Überzeugung*. Und seine Überzeugung geht so weit, daß er, während Holitscher bloß sein Herzblut verwendet hat, das 'Jüdische Volksblatt' ausschließlich mit Gänseschmalz schreibt.

Herr Rappaport ist aber vom Regen in die Traufe gekommen. Weder er noch Herr Bergmann besitzen agitatorisches Talent, weder er noch Herr Bergmann können eine Zeitung — und wäre es selbst das 'Jüdische Volksblatt' — machen. Das 'Jüdische Volksblatt' wird nicht gelesen, der »Jüdische Volksverein« wird bald wegen Mangels an Mitgliedern aufgelöst werden, und Herr Rappaport wird bald jede Aussicht verloren haben, je noch in Österreich Reichsrats—Abgeordneter zu werden. Möge er wenigstens darauf achten, daß Herr Bergmann etwas sparsamer mit dem Gänseschmalz umgehe. War schon Holitschers Blut ein ganz besonderer Saft, so ist Gänseschmalz erst recht teuer, und Herr Rappaport wird noch viel Geld brauchen, ehe er in seine alte Langeweile zurückkehrt, um die Gedanken an seine verunglückte »autonome jüdische Politik« zu verscheuchen ...



**F**riedrich Nietzsche, der am »freiwilligen Leiden der Wahrhaftigkeit« so schwer getragen, ist erlöst <sup>1</sup>. »Dieses Heraussagen der Wahrheit erscheint anderen Menschen als Ausfluß der Bosheit«, lautet einer seiner Sprü-

1 25. August 1900

che. Aber die Viel zu Vielen haben es verstanden, sich gegen seine Bosheit und Wahrheit zu wappnen: durch Dickhäutigkeit. So haben seine Stachel sie nie geschmerzt; ihre Schärfe hat sie angenehm gekitzelt. Als einen Artisten betrachten sie denn den strengsten Geist des Jahrhunderts.

Im Sommer sterben, welch schöner Tod! Im Sommer wurden sogar Wilhelm Liebknecht, werden selbst Friedrich Nietzsche Leitartikel—Exequien erwiesen. Ein Hugo Ganz »fühlt bei der Kunde — von Nietzsches Tod — einen Ruck durch alle Nerven«, wenn's sechs Uhr abends ist und kein Stoff für den Leitartikel vorliegt. Aber auch ihm ist Friedrich Nietzsche gestorben, auch die 'Neue Freie Presse' hat »den Mann verloren, der, wie wenige seiner Zeitgenossen, ein Phänomen gewesen«. Das Wort Phänomen klingt schon an die philosophische Sprache an. Heraus denn mit der philosophischen Bildung der 'Neuen Freien Presse'! Es gilt, eines Philosophen Ideen vom Börsenstandpunkt zu werten. Aber was ist's denn mit Nietzsches Ideen? »Er hat keinen neuen Gedanken gefunden«, versichert Herr Ganz, »seine Lehren enthalten nichts, was den mit der Entwicklung des menschlichen Geistes Vertrauten nicht schon irgendwo begegnet wäre.« Es war also ein Irrtum, wenn jene, die Nietzsches Werk kennen, bisher glaubten, daß der Denker von Sils—Maria ein neues Grundproblem der Sittlichkeit und Kultur aufgestellt habe, ein Problem, das den Denkern voriger Zeiten fremd war, weil es in der Entwicklungslehre fußt. Es war ein Irrtum, wenn sie meinten, Nietzsche habe die Tiefbohrung nach den Quellen der Moral erfunden, während Herbert Spencer, den breiten Strom der moralinsauren Gewässer entlang schreitend, die Entwicklung der Sittlichkeit zu verfolgen wähnte. Und wenn wir, wo Darwin unter den Hindernissen, die der Zuchtwahl in der menschlichen Gesellschaft entgegenstehen, neben dem Krieg auch die Heilkunst nennt, weil sie die Unpassendsten künstlich erhalte, wenn wir da zuerst den Grundton der mitleidslosen Ethik angeschlagen glaubten, die Nietzsche gelehrt hat — wir haben geirrt.

Aber was war denn Friedrich Nietzsche, wenn nicht ein Denker neuer Gedanken, wodurch hat er denn selbst auf Herrn Ganz gewirkt? »Durch seine Energie, durch seine Leidenschaft«. Freilich ist er durch sie auch zu Übertreibungen verleitet worden. »Nietzsche hat keinen Satz geschrieben, der nicht cum grano salis zu nehmen wäre.« Wenn er einmal von den Großstädten gesagt hat: »Dort hängen Seelen wie schlaffe Schmutzlumpen, und sie machen Zeitungen aus diesen Lumpen«, so hat er voreilig verallgemeinert. Denn wie viele Lumpenseelen gibt es noch in den Großstädten, die niemals zu Zeitungspapier ausgewalkt wurden! Aber eine der Nietzsche'schen Übertreibungen erkennt Herr Ganz als berechtigt an. Nietzsche hat jene »Wohlfahrtsmoral« bekämpft, »die auf die Befriedigung der niedersten Bedürfnisse der Meisten ausgeht und ein höheres Gut als diese Befriedigung nicht kennt.« Das ist nämlich Herrn Ganz zufolge die Moral des Sozialismus. Der Mann hat einmal vom Recht auf das Existenzminimum gehört; was das Recht auf den vollen Arbeitsertrag und das Recht der Gesamtheit auf Wohlfahrt, Gesundheit und auf die geistig—sittlichen Güter ist, weiß er aber noch nicht. Jedenfalls ist er mit Nietzsche in der Abneigung gegen »die Kasernierung der ganzen Kulturmenschheit« einig, eine Abneigung, die Nietzsche geradezu zum »fanatischen Liberalen« gemacht hat. Man weiß, in der seichten Geschichtsklitterung des augenblicklich sozialdemokratischen Herrn Mehring wird Nietzsche zum Philosophen des Kapitalismus gemacht. Wenn er das war, dann muß er doch wohl — so mag Herr Ganz gedacht haben — ein fanatischer Liberaler gewesen sein. Als solchem mögen ihm denn auch die Leser der 'Neuen Freien Presse' ein ehrenvolles Gedächtnis bewahren, wenn »die große Masse, die von Nietzsche nichts kennt, als ein paar bis in die Kaffeehäuser gedrungene

Schlagworte«, in ihm den Überwinder der Moral ehrt. Nur hüte sich das auserlesene und auserwählte Publikum der 'Neuen Freien Presse' vor den schädlichen Übertreibungen, die jener Masse imponieren. Es wird am besten tun, wenn es Nietzsches Büchern auch weiterhin fernbleibt. Denn sonst möchte es eines Tages an dem fanatischen Liberalismus des Philosophen irre werden und sich zur Meinung bekehren, daß selbst die Überaffen des Kaffeehauses den Meister noch besser verstehen als die Wiederkäufer liberaler Schulweisheit. J.

\* \* \*

Das 'Börsenblatt für den deutschen Buchhandel' veröffentlicht folgenden Briefwechsel:

*Deutsch—akademische Lese— und Redehalle in Wien*

VIII/1, Kochgasse 9.

Wien, am 13. August 1900.

Herrn Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung  
in Stuttgart.

Euer Wohlgeboren!

Namens des Ferialausschusses der deutsch—akademischen Lese— und Redehalle in Wien erlaube ich mir, an Sie mit der Bitte heranzutreten, uns für die Bücherei unseres Vereines, der die deutschnational—freisinnigen Studenten Wiens zu seinen Mitgliedern zählt, ein Exemplar von Fürst Krapotkin's »Memoiren eines Revolutionärs« spenden zu wollen. Das rege Interesse, das allenthalben im Deutschen Reich den deutschen Studenten Österreichs und ihren Bestrebungen entgegengebracht wird, läßt uns hoffen, keine Fehlbitte getan zu haben.

Mit dem Ausdruck unserer vorzüglichsten Hochachtung zeichne ich

I. A. d. F.—A.:  
med. K ... R .....  
d. Z. Bücherwart.

\*

Stuttgart, 15. August 1900

Löbl. Deutsch—akadem. Lese— und Redehalle in Wien.

Auf Ihre Zuschrift teile ich Ihnen mit, daß ich Ihrem Wunsche der unentgeltlichen Abgabe der Krapotkin'schen Memoiren nicht entsprechen kann. Ich bin nicht in der Lage, Bücher an wohlhabende Kreise zu verschenken. Die Absatzverhältnisse deutscher Bücher, auch guter und bester, sind häufig derart, daß sie einem deutschen, wohlhabenden und auf Bildung Anspruch machenden Publikum nicht zur Ehre gereichen; während andererseits die Aufforderungen, Bücher unentgeltlich herzugeben, gerade in Deutschland in ein die berechtigten Grenzen überschreitendes System gebracht sind.

Trotzdem bin ich bereit, zu Ihren Gunsten eine Ausnahme zu machen, wenn Sie mir nachweisen können, daß die Mitglieder Ihres Studentenvereines mehr Wasser als Bier trinken, in welchem Falle es mir ein Vergnügen wäre, zur Stillung des Wissensdurstes derselben auf meine Kosten beizutragen.

Hochachtungsvoll

gez. Robert Lutz.

\*

Jeder Verleger und Herausgeber wird den vernünftigen Worten des Herrn Lutz zustimmen, besonders hier in Wien, wo das Schnorren um Freieemplare zu einer wahren Plage geworden ist. Aber es handelt sich diesmal um einen liberalen Verein. Bloß die 'Ostdeutsche Rundschau' hat deshalb von dem Vorfall Notiz genommen und — nicht den Brief des Verlegers, aber das Bettelschreiben der »Deutsch—akademischen Lese— und Redehalle in Wien« abgedruckt. Wer aber nach der Überschrift »Schnorrende Judenstudenten«, mit der die Notiz der 'Ostdeutschen Rundschau' versehen war, etwa glaubte, das Blatt des Herrn H. K. Wolff wolle das Schnorren als eine jüdische Unart rügen, hat schwer geirrt. Nicht daß geschnorrt wird, sondern daß »Judenstudenten« schnorren, brachte die 'Ostdeutsche Rundschau' in Harnisch. Bei der Vordringlichkeit der Juden befürchtet sie, daß die deutschnationalen Studenten, wenn sie sich entschließen, schnorren zu gehen, zu spät kommen und bei den schon allzu oft von den »jüdischen« Verbindungen angebettelten Verlegern taube Ohren finden könnten. Sie richtet also ihre Mahnung an die Verleger. Diese mögen »die freche Anmaßung — der Judenstudenten — in ihre Schranken zurückweisen«. »Wenn ein deutscher Buchhändler für deutsche Studenten ein Opfer bringen will, so wird er bei der Lese— und Redehalle deutscher Hochschüler »Germania« in Wien hierfür genug Gelegenheit finden.« Wie aber, wenn der deutsche Buchhändler von der »Germania« den Nachweis verlangte, daß ihre Mitglieder »mehr Wasser als Bier trinken«?

\* \* \*

Vor ungefähr zwei Jahren wurde in Lemberg das Sobiesky—Denkmal enthüllt, eine Feier, zu der auch Herr Georg Brandes eingeladen wurde. Dort hielt er einen Vortrag in französischer Sprache »Über das Lesen«. Am nächsten Tage las ich »Über das Lesen« in den polnischen Blättern. Einige Wochen später las ich den Vortrag in einer Berliner Wochenschrift deutsch. Vor einigen Monaten hielt Herr Brandes in der Wiener »Concordia« einen Vortrag »Über das Lesen« Inhalt: derselbe. Am nächsten Tage Auszüge aus dem »Lesen« in allen Wiener Zeitungen. Einige Tage später hielt Herr Brandes in Pest einen Vortrag »über das Lesen«. Tags darauf Abdruck in ungarischen und

deutschen Pester Blättern. Dann brachte die 'Neue Freie Presse' — ich glaube im Februar — ein Feuilleton von Georg Brandes »Über das Lesen«. Jetzt hatte ich schon ziemlich oft »Über das Lesen« gelesen. Die Welt ist aber groß. Kopenhagen, Stockholm, Paris sind auch nicht von Pappe. Wahrscheinlich hat Herr Brandes auch in anderen Städten denselben Vortrag gehalten, eventuell in Zeitungen veröffentlicht und Entrees und Honorare x—mal bezogen.

Als ich am 15. August die 'Neue Freie Presse' zur Hand nahm, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Innerhalb eines halben Jahres in einem und demselben Blatte ein und dasselbe Feuilleton *zweimal*. Der Titel des Feuilletons lautete: »Über das Lesen« von Georg Brandes. Ein Leser.

\* \* \*

Der Polizeipräsident hat sich infolge meiner Interpellation entschlossen, den Detektiv, der Herrn Milan Obrenowitsch in Wien, Karlsbad und Semmering beige stellt ist, durch einen Detektiv überwachen zu lassen.

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

*Herr von »zur Lage«.* Die Reise des Herrn v. GAUTSCH nach Ischl muß Ihnen keine Skrupel machen. Daß der Mann die Mission, in der ihn Herr v. KOERBER an das kaiserliche Hoflager entsandte, zu einem Intrigenspiel veraltetster Sorte ausgenützt und dem Monarchen sich als Nachfolger des Herrn v. Koerber mit einer FERTIGEN MAJORITÄT DER RECHTEN angetragen hat, ist doch nicht so schlimm. Wenn Herr Koerber sich über diese Fopperei kränkt, so ist das weitaus schlimmer, zumal, da er ja ganz gut wissen mußte, daß er's in einem ähnlichen Falle kaum anders machen würde. Ein Ministerpräsident sollte sich und seine Leute besser kennen. Und von Herrn Gautsch konnte er keinen besseren Hintertreppenwitz erwarten. Daß die Linke des Herrn v. Koerber nicht weiß, was die Rechte des Herrn v. Gautsch tut, ist nur natürlich. Aber der arg Gefoppte, der einige Tage nach der Ischler Episode seinen Ärger bei einem Gastmahle in der Nuntiatur an der Seite des Herrn v. Gautsch hinunterwürgte, mag sich beruhigen. Der nach Ischl kommende Mann ist noch nicht der kommende Mann. Wie oft wäre uns sonst schon Herr Chlumecky beschieden gewesen!

*Diplomat.* Welche Haltung unser auswärtiges Amt angesichts des bulgarisch—rumänischen Konfliktes einnimmt? Herr Goluchowski hatte just in letzter Zeit eine bulgarenfreundliche Haltung beobachtet; er hoffte dadurch frühere Ungeschicklichkeiten gutmachen und den Fürsten Ferdinand ein wenig dem russischen Einfluß entziehen zu können. Seit aber der Konflikt ausgebrochen ist, steht Österreich unbedingt auf Seiten Rumäniens; und wohl mit Recht. Man kann der unsicheren Hoffnung, Bulgariens Freundschaft zu gewinnen, nicht die alte rumänische, Freundschaft opfern. Allerdings wäre es Herrn Goluchowski schwer geworden, seiner Presse diese Überzeugung beizubringen, wenn ihm Herr Carp nicht zu Hilfe gekommen wäre. Herr Carp aber fand sogar die Mittel, um die liberalen Blätter zu dem Bekenntnis zu bringen, daß es den rumänischen Juden doch nicht so schlecht gehe, wie man zuerst geglaubt habe. Die liberalen Leser sind jetzt über das weitere Schicksal der rumänischen Juden beruhigt und werden der äußeren Politik der Monarchie keine Hindernisse mehr in den Weg legen. Wenn Sie aber aus den ausführlichen Darlegungen der Wiener Blätter über den bulgarischen Standpunkt im Streit mit Rumänien den Schluß gezogen haben, diese Blätter trieben bulgarenfreundliche Politik, so irren Sie. Jene Artikel waren inseriert. Man brachte es einfach nicht über sich, das bulgarische Geld zurückzuweisen. Aber während die Rechte es entgegennahm, klimperte die Linke im Sack mit den rumänischen Leis. Und am nächsten Tage schrieb man wieder, was Herr Goluchowski wünschte. Der Besuch des Königs von Rumänien in Ischl zeigt wohl am besten, auf wessen Seite Österreich steht. Daß die Königin von Rumänien ihren Gatten begleitet hat, um ihren Konflikt mit Herrn Julius Bauer beizulegen, ist unwahr. Carmen Sylva ist gar nicht nach Ischl gefahren Sie war nur kurze Zeit in Wien und begab sich dann nach Deutschland zu ihren Eltern. Und übrigens werden, wie verlautet, die Rezensionsexemplare von Carmen Sylvas nächstem Werk vorsichtshalber vom rumänischen Finanzminister an die Wiener Redaktionen versendet werden.

*Leser.* Das Gemauschel, das die »Organe der Deutschen in Österreich« aufführen, wird immer wüster. Der Leitartikler des 'Neuen Wiener Tagblatt' versicherte kürzlich, die heldenmütige Gattin unseres Geschäftsträgers in China sei »halb mit Resignation in ein unvermeidlich scheinendes grauses Ende, halb MIT HOFFNUNGEN AUSGEFÜLLT«. Die Wirren in China und ihre Begleiter-

scheinung, die Wirren in den Köpfen unserer heimischen Zeitungsverschlei-  
 ßer, dauern fort. Im »Verlieren von Toten« und »Machen von Gefangenen«  
 legt sich das Steyrermühlblatt ebensowenig Beschränkung auf wie seine Riva-  
 lin, die 'Neue Freie Presse', die erst jüngst wieder melden konnte, die Japaner  
 hätten zwar einen Verlust von mehr als 200 Toten und Verwundeten, dafür  
 aber habe der Feind 600 Tote verloren ... Man hat nie daran gezweifelt, daß  
 die Missionare gegenwärtig in China nicht auf Rosen gebettet sind. Niemand  
 aber hätte vermuten können, daß es ihnen so schlimm ergeht, wie's vor eini-  
 gen Tagen die 'Neue Freie Presse' uns geschildert hat. Da heißt es zuerst:  
 »Die Missionare mußten ALLES VERSETZEN, WAS SIE HATTEN. Sie kamen unbelästigt  
 nach Lucheng, aber nannten NICHTS MEHR IHR EIGEN. Von da flohen sie südwärts  
 mit einer Eselswagenladung an BETTEN und einer geringen Summe SILBER.«  
 Nun, das Silber konnten sie ja für die versetzten Gegenstände bekommen ha-  
 ben. Aber weiter: »Als sie 12 Meilen marschiert waren, wurde ihnen der ESEL,  
 das SILBER und die BETTEN WEGGENOMMEN, und ALLES ANDERE VERBRANNT.« Die Missio-  
 nare hatten also wieder nichts mehr. Doch nein: »An einem Orte wurde die  
 ganze Gesellschaft vom Mob geschlagen und ihr das LETZTE GELD abgenom-  
 men.« Es ist wirklich unerhört, Leuten, die schon alles versetzt haben und  
 nichts mehr ihr eigen nennen, Esel, Betten und Silber wegzunehmen, alles an-  
 dere zu verbrennen und sie dann noch einmal ihres letzten Geldes zu berau-  
 ben. Das kann aber auch nur in China oder in einem Bericht der 'Neuen Frei-  
 en Presse' vorkommen! Gräßlich liest sich auch die Schilderung des Mar-  
 sches. »Die am Leben gebliebenen Kinder waren nur noch Skelette. Auch  
 mehrere Erwachsene waren unterwegs Hungers gestorben.« Offenbar waren  
 also die am Leben gebliebenen Kinder ebenfalls tot und man schleppte nur  
 ihre Skelette mit, oder es waren die Hungers gestorbenen Erwachsenen auch  
 am Leben geblieben, aber nur noch Skelette ... Was aber ist dies alles gegen  
 die Qualen jenes italienischen Abgeordneten, der bei dem Eisenbahnglück  
 von Rom nach der Versicherung der 'Neuen Freien Presse' unter den LEICHEN  
 DREIER TOTER hat schmachten müssen!

*Publicus.* Gewiß, man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten,  
 und die moderne Presse ist im Grunde eine überaus nützliche Institution. Hät-  
 ten wir unsere Presse nicht, so würden wir wahrscheinlich niemals oder erst  
 auf dem langwierigen Wege mündlicher Überlieferung erfahren haben, was  
 sich jüngst in Paris begeben hat. Die 'Neue Freie Presse' sucht, seit sie Herrn  
 Frischauer in Paris hat, förmlich zu demonstrieren, daß die Zeiten, da ihr die  
 Ermordung eines Präsidenten der französischen Republik entgehen konnte,  
 endgültig vorbei sind. Über den Pariser Empfang des Gesangvereines der Ei-  
 senbahner ist sie wirklich glänzend informiert, und am 23. August weiß ihr  
 Korrespondent uns zu erzählen: »Was dem schönen Feste die Krone aufsetzte,  
 waren die BLONDEN ODER DUNKLEN, RESCHEN »VIRGINIER«, DIE SEKTIONSCHIEF EXNER MIT  
 GEWINNENDSTER LIEBENSWÜRDIGKEIT SEINEN LANDSLEUTEN PERSÖNLICH HERUMREICHTE Die Vir-  
 ginier waren denn auch, wenn ich mich so PARISERISCH AUSDRÜCKEN darf, der  
 'Comble' des Abends, wiewohl auch das übrige Programm des Empfanges,  
 insbesondere der GESANGLICHE Teil desselben, sich überall SEHEN lassen konnte.«  
 Herr Frischauer kann sich also bereits pariserisch ausdrücken. Deutsch noch  
 nicht. Aber das wird schon kommen. Herr Exner entdeckt auch erst spät ge-  
 wisse Fähigkeiten an sich, die man ihm nie zugetraut hätte. Er kann mit ge-  
 winnendster Liebenswürdigkeit persönlich Virginier herumreichen. Das ist  
 immerhin etwas. Wenn Herr Exner von seiner zahlreichen Ämter Bürde be-  
 freit sein wird, darf man ihm in Anerkennung seiner Verdienste um den öster-  
 reichischen Staat eine Tabak—Trafik verleihen.



*Habitué.* Die Wiener Polizei hat die »Weber« verboten, und in Pressburg werden sie aufgeführt. Das Publikum freilich, das die kurze Fahrt ins gelobte Land der Freiheit nicht scheut, scheint es darauf abgesehen zu haben, die Wiener Polizei ins Recht zu setzen, die bekanntlich von der Ansicht ausgeht, die »Weber« seien keine künstlerische Schilderung, sondern ein »Tendenzstück«. Ich glaube nicht, daß es ARBEITER waren, die kürzlich im Pressburger Theater den Radau aufführten, der einem Wiener Zensor das Herz im Leibe hüpfen gemacht hätte, Der Kunstgeschmack der Arbeiter scheint von dem der sozialdemokratischen Handlungsgehilfen und Studenten doch recht verschieden zu sein. Daß die Plünderung der Wohnung des Fabrikanten Dreißiger dröhnenden Jubel weckt, mag immerhin nicht der bloßen Befriedigung über das Kurz— und Kleinschlagen einer Zimmereinrichtung, sondern der ergreifenden Wirkung zuzuschreiben sein, die die fast mechanische Rache der vorerst schüchtern den ungewohnten Glanz betrachtenden Hungergestalten hervorruft. Aber das Bravorufen in die Szene, da der junge Hilse dem starrgläubigen Vater gegenüber Zweifel an dem Jenseits ausdrückt, dürfte gerade nicht dem proletarischen Empfinden entstammt sein. Die tumultuarische Zustimmung, die Hauptmann in Pressburg fand, ist fast geschmackloser noch als das Abwehrgetrampel gegen Herrn Adamus in Wien und Prag. Hier wird ein herzlich uninteressanter Stückeschreiber, dort gar der Zensor zum Märtyrer.

*Kenner.* Sie senden mir die folgende Zuschrift, die ich mit Vergnügen veröffentliche, weil sie in einer bedeutungsvollen Angelegenheit unseres heimischen Kunstlebens den gegnerischen Standpunkt mit Ernst und Würde vertritt: »Sie geben in der letzten Nummer Ihres geschätzten Blattes der Nachricht Raum, daß der bekannte Kunstschriftsteller B A H R die Anschaffung eines Automobils in den Bereich seiner künstlerischen Erwägungen gezogen habe. Motiviert werde diese folgenschwere EntschlieÙung in einem Kommentar des Herrn Hevesi im hochhoffiziösen 'Pester Lloyd', der mit Geschick die Auffassung vertritt, »die einspännerwidrige Steilheit« des Zuganges zu Bahr's Villa zwingen den Eigentümer geradezu zur Anschaffung eines unbespannten Vehikels. Gestatten Sie mir als genauem Kenner von Bahrs markanter Individualität eine Entgegnung. So viel ich weiß, war noch nach jeder Premiere eines Bahr'schen Stückes, insbesondere aber nach dem »Tschaperl« und der »Josephine«, die Begeisterung so groß, daß man dem Dichter die Pferde ausspannen wollte. Bahr ist aber — das weiß jeder, der ihn kennt — ein abgesagter Feind der Reklame für seine Person. Da nun für die nächste Premiere Bahrs »Die Wienerinnen«, ein Werk, das die Kenner der »Josephine« mindestens gleichstellen, abermals Demonstrationen erwartet werden, so will der Meister durch zeitgerechte Anschaffung eines Automobils alle lärmenden Demonstrationen verhindern. Übrigens hat nicht Hevesi als erster von des Meisters bedeutendem Entschlusse der Welt Kunde gegeben, sondern, wenn ich nicht irre, der Meister selbst. Auch hier muß ich, geehrter Herr Redakteur, eine der Ihren entgegengesetzte Ansicht vertreten. In einer auch von Ihnen in Nr. 40 der 'Fackel' zitierten Theaterkritik Bahrs heißt es nämlich: »In einem fort scheint es in ihm zu krachen und zu prasseln; er muß in einem fort explodieren.« Es ist doch, denke ich, klar, daß Bahr hier nicht, wie Sie damals glaubten, den Tragöden NOVELLI, sondern einen BENZINMOTOR gemeint hat. Genehmigen Sie etc. etc.«

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**  
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

